

RelBib

Bibliography of the Study of Religion

<https://relbib.de>

Dear reader,

This is a self-archived version of the following article:

Author: Kalender, Mehmet
Title: "Im Spiel mit den Anderen: Gedanken zur Rolle des Spiels für eine interdisziplinär ausgerichtete Lehre"
Published in: Dialog in Transdifferenz – Transdifferenz im Dialog: Festschrift für Ephrahim Meir.
Nordhausen: Verlag Traugott Bautz
Volume: Jerusalemer Texte; Bd. 23
Year: 2019
Pages: 89 – 99
ISBN: 978-3-95948-408-4

The article is used with permission of [Verlag Traugott Bautz](#).

Thank you for supporting Green Open Access.

Your RelBib team

EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN



UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Im Spiel mit den Anderen

Gedanken zur Rolle des Spiels für eine interdisziplinär ausgerichtete Lehre¹

Mehmet Kalender

Einleitung

„In different religions, one may frequently hear the claim that only its adherents can understand what a particular religion is about: only Jews understand Judaism, only Christians understand Christianity, and so on. I do not agree with this standpoint, since I believe that communication between people is possible and, therefore, notions and ideas belonging to one religion are to a certain extent comparable to and translatable into terms and ideas of other religions. True, one has to be careful, since the same words may have different meanings in different religions.” (Meir 2014, 132)

Ephraim Meir beschreibt hier mit wenigen Worten die grundsätzliche Problematik interreligiöser Verständigung angesichts einer fehlenden gemeinsamen Konzeptsprache der religiösen Traditionen und die Notwendigkeit der Übersetzungsleistung, wenn dieser auf das gegenseitige Verstehen gerichtete Austausch gelingen soll. Sein positivistischer Ansatz dazu: Im Dialog treten sich zuallererst Menschen gegenüber und Menschen sind in der Regel unterschiedlich und kommunikationsfähig. Das heißt, vorausgesetzt eine gewisse Übersetzungsbereitschaft und ein Wille zum Verstehen sind gegeben – und sie sind es, denn sie sind die Grundbedingung für soziales Leben überhaupt – ist Kommunikation

¹ Die Stoßrichtung dieses Beitrags basiert u.a. auf Erfahrungen, die ich im BmBF-geförderten Projekt „Religion und Dialog in modernen Gesellschaften“, kurz ReDi-Projekt, an der Universität Hamburg gemacht habe. Nähere Informationen zum ReDi-Projekt gibt es hier: <https://www.awr.uni-hamburg.de/forschung/redi-projekt.html> (letzter Zugriff: 30.08.2018). Als kleine Vorüberlegung mag der Blog-Beitrag „Verspielte (Religions-)Wissenschaft?!“ gelten, den ich 2018 für „| Marginalien – Religionswissenschaftliche Randbemerkungen“ verfasst habe. Nicht zuletzt danke ich meinem lieben Kollegen Thorsten Wettich für wertvolle Hinweise.

über Grenzen hinweg möglich.² Meir bezeichnet die entsprechende Grundhaltung dazu als trans-different (vgl. Meir 2014, 132).

Die Feststellung, dass bei der Übertragung von Begriffen aus einem in ein anderes religiöses Zeichensystem unbedingt Vorsicht zu walten hat, ist nicht zuletzt auch in die Religionswissenschaft programmatisch eingeschrieben. So ist es spätestens seit der kulturwissenschaftlichen Wende des Fachs in den 1980er Jahren ein Kernanliegen, angesichts vielfältiger Objektsprachen (gemeint sind die in den jeweiligen religiösen Traditionen ausgebildeten Zeichensysteme) metasprachliche Konzepte zu entwickeln (vgl. Gladigow 1988), die eine Vergleichbarkeit herstellen und so den analytischen Zugriff ermöglichen. Dabei ist bei einer engen Auseinandersetzung mit dem Feld und seinen Akteuren klar, dass metasprachliche Konzepte den Vergleich ermöglichen, sie der vergleichenden Arbeit aber auch entspringen. Die vergleichende Herangehensweise kann also als grundlegendes Kennzeichen der Religionswissenschaft gelten (vgl. Freiberger 2011, 215f.).

Sowohl im interreligiösen Austausch als auch in religionswissenschaftlicher Arbeit sind der sensible Umgang mit Konzepten und die Identifikation von Ähnlichkeiten und Differenzen also unabdingbar. Es gibt jedoch einen entscheidenden Unterschied. Während im interreligiösen Austausch die Arbeit miteinander (also das direkte Aufeinandertreffen unterschiedlicher Zeichensysteme) im Vordergrund steht, bildet die Religionswissenschaft sozusagen als Beobachterin mehrerer Zeichensysteme eine eigene Sprache aus, die sie (zwar in Auseinandersetzung mit dem Feld und seinen Akteuren³, aber dann) zunächst vor allem innerhalb der eigenen Disziplin verhandelt. Strukturell ähnlich zum interreligiösen Austausch verhält es sich dagegen schon eher, wenn Religionswissen-

² Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der Übersetzungsleistung gibt es einen wissenschaftlichen Diskurs, der bereits in den 1980er Jahren eingesetzt hat. Vgl. hierzu die Ausführungen zum „Translational Turn“ von Bachmann-Medick (2010).

³ Die Haltungen (bzw. Nähe und Distanz) des Forschers zu seinem Feld können unterschiedlich schattiert sein und bewegen sich zwischen absoluter Beobachtungsrolle und vollständiger Teilnahme. Vgl. hierzu Knott 2005.

schaftlerInnen in einen interdisziplinären Austausch mit VertreterInnen anderer akademischer (theologischer wie nicht-theologischer) Fächer eintreten. In diesem Fall wird aus der generierten (und eigentlich immer in Aushandlung befindlichen) religionswissenschaftlichen Metasprache eine disziplinäre Objektsprache mit eigenen Konzepten, die zur fachübergreifenden Verständigung übersetzt werden müssen.⁴ Hier wie dort stellt sich hinsichtlich grenzübergreifenden Austauschs die Frage, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen die Begegnung gestaltet werden sollte, um sie gelingen zu lassen und wie wir dies zumindest für das Interdisziplinäre in der universitären Lehre fördern können.

Mein kurzer Beitrag zielt weder auf eine Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen einzelner akademischer Disziplinen zu fachübergreifender Arbeit⁵, noch auf allgemein kommunikationstheoretische Zugänge oder eine Evaluation von Lehrplänen zu bestehenden praktischen Ansätzen. Im Folgenden möchte ich das Augenmerk vielmehr auf einige Gedanken zur Verbindung von Spiel und interdisziplinär orientierter Lehre lenken. Dazu werde ich zunächst auf Interdisziplinarität eingehen, anschließend Johan Huizingas kulturhistorische Perspektive auf das Spielen aufgreifen und schließlich mit Blick auf die interdisziplinär orientierte Lehre auf den Zusammenhang von Wissenschaft, Spiel und Wissenstransfer zu sprechen kommen.

⁴ Ich gehe weder hinsichtlich der religiösen Traditionen noch mit Blick auf akademische Disziplinen davon aus, dass diese in luftleerem Raum entstanden sind und sich wie in einer sterilen Blase ohne Kontakt zur Außenwelt weiterentwickelt haben. Der Verweis auf das Andere gehörte und gehört stets zur Entwicklung eines Selbstverständnisses dazu und so sollte jede religiöse Tradition und jede akademische Disziplin auch als (Zwischen-)Ergebnis dieser Auseinandersetzung verstanden werden. Vgl. zur Rolle von Fremddreferenzen beispielsweise Grünschloß 2002.

⁵ Mit Blick auf die Religionswissenschaft wäre das nicht zuletzt das Verhältnis zur Theologie. Für eine Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden in den Voraussetzungen und der Vorgehensweise beider Disziplinen siehe ebenfalls Grünschloß 2002.

Wünschenswerte Interdisziplinarität

Zunächst ein paar Sätze zur Rolle der Interdisziplinarität: Während vergangene Zeiten noch Universalgelehrte hervorgebracht haben, die gewissermaßen interdisziplinäre Personalunionen darstellten, gibt es heute im Zuge gewaltiger Wissensexpansionen eher eine bunte Landschaft disziplinärer Spezialisten und thematischer Experten. Vor diesem Hintergrund erscheint der Ruf nach interdisziplinärer Arbeit verständlich und naheliegend, wird die multiperspektivische Betrachtung eines Problems doch allgemein als vorteilhaft für seine Lösung erachtet. Doch inwiefern werden die Fähigkeiten zu interdisziplinärer Arbeit, d.h. zur Arbeit über disziplinäre Grenzen hinaus, im Studium eigentlich geweckt und gefördert? Oder in Meirs Worten gefragt: Auf welche Weise kann eine trans-differente Haltung für den und im interdisziplinären Austausch eingeübt werden? Ohne allgemeingültigen Anspruch möchte ich den Blick kurz auf meine eigenen interdisziplinären Erfahrungen im Studium lenken:

Interdisziplinäre Erfahrungen im weitesten Sinne sammelte ich im Rahmen meines religionswissenschaftlichen Studiums in dreierlei Hinsicht. Dazu zählte das sich zügig herausbildende Bewusstsein für die eigene Fachgeschichte und damit einhergehend die Abgrenzung (z.B. zur Theologie) und Einordnung (z.B. in die kultur- und sozialwissenschaftlichen Fächer) des Fachverständnisses. Daneben war der Besuch von Lehrveranstaltungen in benachbarten Fächern (z.B. in der Islamwissenschaft, Judaistik, Kultur- und Sozialanthropologie) obligatorisch und ermöglichte mindestens ein Hineinschnuppern in andere Disziplinen. Und nicht zuletzt gehört die produktive Übernahme theoretischer Konzepte und Methoden aus zahlreichen anderen Disziplinen zu den Stärken religionswissenschaftlichen Arbeitens und ermöglichte auch auf diese Weise die Ausbildung fachübergreifender Kompetenzen.

Diese drei Aspekte können insgesamt als eher indirekte interdisziplinäre Zugänge verstanden werden. Was aus meiner heutigen Sicht und vor allem auch nach Erfahrungen in einem interdisziplinären Großprojekt

jedoch insgesamt zu kurz kam, war die direkte Auseinandersetzung mit VertreterInnen bzw. StudentInnen anderer Fächer.⁶ Natürlich können indirekte interdisziplinäre Situationen, beispielsweise ein Seminar, an dem Studierende unterschiedlicher Fächer teilnehmen, prinzipiell zu direktem Fachaustausch führen. Was mir allerdings eher vorschwebt, ist eine Art universitäre Veranstaltungsform, die konzeptionell auf einer direkten Form interdisziplinären Austauschs basiert.⁷

Wenn mein kurzer Beitrag eine Pointe verfolgt, dann diese: Direkter interdisziplinärer Austausch im Studium (und möglicherweise auch darüber hinaus) braucht einen klar festgelegten Kontext und ein Ziel. Und: Zur Bestimmung des Kontextes interdisziplinärer Arbeit ist das Konzept des Spielens bestens geeignet. Dieses möchte ich in den folgenden Zeilen vertiefen. Zu einem möglichen Ziel werde ich am Ende meiner Ausführungen einen Vorschlag unterbreiten.

Spielen als Element von Kultur

Als *homo ludens* bedient sich der Mensch, so Johan Huizinga kulturhistorische Deutung, in nahezu allen kulturellen Bereichen einer eigentümlichen Form des Handelns: dem Spiel. Er geht sogar so weit zu sagen, dass das kreative Potential des Spiels Kultur erst möglich macht, ihr zumindest vorausgeht (vgl. Huizinga 2015, 9), insofern Kultur im Spiel entsteht. In seinem 1939 erschienenen Essay „Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel“ bemüht sich Huizinga angesichts in seinen Augen zu einseitiger und funktionalistischer Definitionen von Spiel um eine eigene:

„Der Form nach betrachtet, kann man das Spiel [...] eine freie Handlung nennen, die als ‚nicht so gemeint‘ und außerhalb des gewöhnlichen Lebens ste-

⁶ Mit der Ausnahme natürlich, dass ich selbst zwei Fächer studiert habe und so einen tieferen Einblick in zwei Fachkulturen erhielt. Mir geht es hier jedoch um die in der Lehre forcierten interdisziplinären Aspekte des Studiums.

⁷ Keineswegs schmälern möchte ich all jene Ansätze, die bereits existieren, darunter Veranstaltungen, die unter der Beteiligung von Dozierenden aus unterschiedlichen Disziplinen durchgeführt werden und sicher ihren eigenen Wert haben.

hend empfunden wird und trotzdem den Spieler völlig in Beschlag nehmen kann, an die kein materielles Interesse geknüpft ist und mit der kein Nutzen erworben wird, die sich innerhalb einer eigens bestimmten Zeit und eines eigens bestimmten Raums vollzieht, die nach bestimmten Regeln ordnungsgemäß verläuft und Gemeinschaftsverbände ins Leben ruft, die ihrerseits sich gern mit einem Geheimnis umgeben oder durch Verkleidung als anders von der gewöhnlichen Welt abheben.“ (Huizinga 2015, 22)

Als unbefohlene und in diesem Sinne ungezwungene Handlung stellt das Spiel eine Art eigenen Modus menschlichen Handelns dar, der eine Abgrenzung vom alltäglichen Ablauf des Lebens ermöglicht (vgl. Huizinga 2015, 16). Diese Handlungsform ist insofern nicht zweckgerichtet, als dass spielerisches Handeln in erster Linie nicht der „Befriedigung von Notwendigkeiten und Bedürfnissen“ (Huizinga 2015, 18) dient.⁸ Als weitere formale Kennzeichen nennt Huizinga die räumliche Abgeschlossenheit und zeitliche Begrenztheit spielerischer Tätigkeiten. Es ist demnach ein „Spielplatz“ notwendig, der mehr oder weniger auf die Bedürfnisse des Spiels abgestimmt sein muss und dem eine fast ehrfurchtgebietende Rolle zukommt:

„Die Arena, der Spieltisch, der Zauberkreis, der Tempel, die Bühne, die Filmleinwand, der Gerichtshof, sie sind allesamt der Form und der Funktion nach Spielplätze, d.h. geweihter Boden, abgesondertes, umzäuntes, geheiligtes Gebiet, in dem besondere Regeln gelten.“ (Huizinga 2015, 18f.)

Das Territorium des Spiels ist also mit besonderen Regeln belegt und wird im Rahmen der (ggf. rituell markierten) Spielzeit zum Spielort. Das führt bereits in einen weiteren Punkt hinein, den Huizinga als wesentliches Element des Spiels ausmacht, nämlich die eigene außerhalb der Alltagsnormen stehende Ordnung des Spiels. Dieser müssen sich die Mitspielenden bedingungslos unterwerfen, erhalten dafür in gewisser Weise aber den Lohn einer wohl sortierten Umgebung mit klarer Orien-

⁸ Als Grenzfall, der mir dazu spontan einfällt, mag Spielsucht gesehen werden, allerdings kann diese pathologische Form des Spielens u.U. auch als außerhalb der Definition Huizingas stehend gelten.

tierungsmöglichkeit, ein wichtiger Aspekt der Abgrenzung von chaotischem Alltag und geordnetem Spiel:

„In die unvollkommene Welt und in das verworrene Leben bringt es eine zeitweilige, begrenzte Vollkommenheit. Das Spiel fordert unbedingte Ordnung. Die geringste Abweichung von ihr verdirbt das Spiel, nimmt ihm seinen Charakter und macht es wertlos.“ (Huizinga 2015, 19)

Anders gesagt: Wer mitspielen möchte, muss sich an die Regeln halten. Die Regelmäßigkeit macht das Spiel prinzipiell wiederholbar (vgl. Huizinga 2015, 18), aber im Normalfall nicht langweilig, denn innerhalb des geordneten Ablaufs und der klaren Grenzen entsteht das, was vielleicht den eigentlichen Reiz und das Spannungsmoment des Spiels ausmacht: „Das Spiel bindet und löst. Es fesselt. Es bannt, das heißt: es bezaubert“ (Huizinga 2015, 19).

Wissenschaft, Spiel und Wissenstransfer

Ich möchte nun den Blick auf die Wissenschaft werfen und fragen, wie es sich dort mit spielerischen Elementen verhält. In seiner Tour durch verschiedene kulturelle Bereiche kommt Huizinga in seinem Essay auch auf den „Spielgehalt der modernen Wissenschaft“ (Huizinga 2015, 219) zumindest kurz zu sprechen und fällt zunächst ein vernichtendes Urteil:

„Nichts ist leichter, als jeder Wissenschaft auf Grund ihrer Isolierung innerhalb der Grenzen ihrer Methode und ihres Begriffs einen Spielcharakter zuzuerkennen. Halten wir aber immer an einem deutlichen und für das spontane Denken gültigen Spielbegriff fest, dann ist dazu, daß man etwas als Spiel bezeichnet, noch mehr nötig als lediglich ein Spielraum. Das Spiel ist an Zeit gebunden, es läuft ab und hat kein eigenes Ziel außer sich selber. Es ist von einem Bewußtsein getragen, eine frohe Erholung außerhalb der Forderungen des gewöhnlichen Lebens zu sein. Dies alles gilt von der Wissenschaft nicht. Sie sucht ja durchaus einen Kontakt mit der Wirklichkeit und eine Gültigkeit für die allgemeine Wirklichkeit. Ihre Regeln sind nicht, wie die des Spiels, ein für allemal unerschütterlich. Sie wird fortwährend durch die Erfahrung Lügen gestraft und wandelt sich selbst. Die Regeln des Spiels können nicht Lügen gestraft werden.“ (Huizinga 2015, 219)

Die Abkehr vom Alltag als Wesenszug des Spiels steht der wissenschaftlichen Zugewandtheit zur Welt demnach also entgegen. Während das Spiel sich selbst genügt, geht wissenschaftliche Arbeit mit dem Zweck wissenschaftlicher Erkenntnis einher. Ergo ist Wissenschaft im Kern kein Spiel, denn dazu müsste sie ihre wissensproduktive Zielsetzung ablegen und würde damit sich selbst verraten. Aber es gibt gewissermaßen einen Lichtblick, d.h. ein Hintertürchen, durch das Huizinga dem Spiel Einlass in die Wissenschaft gewährt:

„Etwas anderes ist die Frage, ob nicht eine Wissenschaft innerhalb des durch ihre Methode abgeschlossenen Gebiets ‚spielen gehen‘ kann.“ (Huizinga 2015, 219)

Er sieht da vor allem Potential in der Aneignung spielerischen Verhaltens als Methode, also beispielsweise in der Übertragung theoretischer Konzepte und dem spielerischen Umgang mit Begriffen (vgl. Huizinga 2015, 220).

Diesen Gedanken möchte ich nun aufgreifen und abschließend zum ursprünglichen Anliegen zurückkehren, nämlich der Frage, wie interdisziplinäre Arbeit in der universitären Lehre eingeübt werden kann. Ich denke, die Überlegungen zum Spiel haben einigen Wert für diese Frage. Studierende können über spielerische Techniken auf unterschiedliche Weise an ein Thema und an wissenschaftliche Methoden herangeführt werden. Im Zentrum sollte das Ausprobieren, das Anwenden und das Neudenken stehen. Es gibt eine große Masse an Literatur zu kreativen Arbeitsformen, die deutlich stärker zum Standardrepertoire wissenschaftlicher Lehre werden sollten, denn die innovative Kraft und die spielerische Leichtigkeit, die diese auslösen können, ist meiner Ansicht nach nicht zu unterschätzen.

Für interdisziplinäre Arbeit mit Studierenden, d.h. für den direkten Kontakt von Studierenden aus unterschiedlichen Disziplinen, gilt die Notwendigkeit spielerischer Methoden besonders. Dazu müsste, folgt man Huizingas Spielbegriff soweit es geht, neben der Eignung eines Spiel-

raums und der zeitlichen Regelung vor allem ein klares „Regelwerk“ her, das es für interdisziplinäre Arbeit mit Studierenden zu erarbeiten gilt. Der spielerische Clou: Es sollte dabei um ein Ausschalten jener Elemente des disziplinären Alltags gehen, die einem Blick über den Tellerrand im Wege stehen. Es wäre das Einlassen auf die zeitweilige (und insofern kontrollierte) Außerkraftsetzung disziplinärer Eigenlogik und die gemeinsame Öffnung für Trans-Differenz.

Das Ganze kann dann gelingen, wenn die prinzipielle Zielsetzung wissenschaftlichen Wirkens nicht vergessen wird, nämlich die Schaffung neuen Wissens. Genau da liegt ja das eigentliche Potential interdisziplinärer Arbeit. Mein Vorschlag ist ein Fokus auf die Produktion von Wissen, das gemeinsam so aufbereitet wird, dass es über den Kreis der interdisziplinären Gruppe hinaus getragen werden kann. Der Vorteil dieses auf Wissenstransfer bezogenen Ansatzes liegt darin, dass hierbei Wissen in eine so allgemeine Form gebracht werden muss, dass es auch außerhalb der Gruppe und im Idealfall sogar außerhalb des akademischen Rahmens (in der Schule, in den Medien oder vielleicht auf der Straße) verstanden wird. Auf diese Weise kann der disziplinäre Druck im interdisziplinären Kreis entlastet werden und die produktiven und multiperspektivischen Einsichten können über ein geeignetes Medium des Wissenstransfers kreativ in den Vordergrund treten. So entfaltet direkte interdisziplinäre Arbeit ihren eigenen Zauber.

Fazit und Ausblick

Das Eingangszitat von Meir hatte den Blick auf die Schwierigkeiten interreligiösen Austauschs gelenkt. Dem stand eine trans-differente Haltung, die im Prinzip der menschlichen Veranlagung als soziales Wesen eigen ist, als Lösungsgedanke gegenüber. Übertragen auf interdisziplinäre Arbeit lag die Strukturähnlichkeit vor allem in den Schwierigkeiten direkten Austauschs Angehöriger unterschiedlicher Disziplinen.

Zur Einübung einer trans-differenten Haltung im interdisziplinären Austausch vor allem im Rahmen der Hochschullehre habe ich die Kraft spie-

lerischen Verhaltens vorgeschlagen. Zwar ist Wissenschaft im Prinzip kein Spiel, sofern sie eben nicht zweckfrei ist, aber die Pflege einer spielerischen Wissenschafts- und Lehrkultur erscheint doch sowohl reizvoll als auch vielversprechend. Ein entsprechendes interdisziplinäres Veranstaltungsformat müsste die sich widerstrebenden Eigenlogiken wissenschaftlicher Einzeldisziplinen durch ein Regelwerk kontrolliert ausschließen und so die multiperspektivische Arbeit, zum Beispiel an einem gemeinsamen Produkt des Wissenstransfers (vielleicht ein Videoclip, eine Plakatausstellung, ein Blog, ein Joint Venture mit nicht-akademischen Einrichtungen oder Ähnliches mehr) zum Blühen bringen. Was hierzu benötigt wird, ist Zeit zur Aufarbeitung und Aufbereitung spielerischer Kreativtechniken für die universitäre Lehre und zur Konzeption eines interdisziplinären Veranstaltungsformats, das im Idealfall auch ausprobiert wird. Ein spielerischer Versuch bleibt abzuwarten.

Literatur

- Bachmann-Medick, D. (2010) "The Translational Turn". In: Doris Bachmann-Medick (Hrsg.) *Cultural turns. New orientations in the study of culture*. Berlin: De Gruyter, 175-210.
- Freiberger, O. (2011) „Der Vergleich als Methode und konstitutiver Ansatz der Religionswissenschaft“. In: Stefan Kurth & Karsten Lehmann (Hrsg.) *Religionen erforschen. Kulturwissenschaftliche Methoden in der Religionswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 199-218.
- Gladigow, B. (1988) „Gegenstände und wissenschaftlicher Kontext von Religionswissenschaft“. In: Hubert Cancik, Burkhard Gladigow & Matthias Laubscher (Hrsg.) *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, Band I. Stuttgart et al.: Verlag W. Kohlhammer, 26-40.
- Grünschloß, A. (2002) „Interreligiöse Fremdwahrnehmung als Thema von Religionswissenschaft und Theologie“. In: Andrea Schultze (Hrsg.) *Vom Geheimnis des Unterschieds. Die Wahrnehmung des*

Fremden in Ökumene-, Missions- und Religionswissenschaft.
Münster: Lit, 37-61.

Huizinga, J. (2015) *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel.*
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Kalender, M. (2018) "Verspielte (Religions-)Wissenschaft?!". Blog-
Beitrag auf *|Marginalien – Religionswissenschaftliche Randbe-*
merkungen, Mai 2018, url: <https://marginalie.hypotheses.org/663>.

Knott, K. (2005) "Insider/outsider perspectives". In: John R. Hinnells
(Hrsg.) *The Routledge companion to the study of religion*. Lon-
don: Routledge, 243-258.

Meir, E. (2014) „Building Stones for an Interreligious Dialogue and
Theology“. In: Wolfram Weisse, Katajun Amirpur, Anna Körs &
Dörthe Vieregge (Hrsg.) *Religions and Dialogue. International*
Approaches. Münster: Waxmann, S. 125-135.

Mehmet Kalender ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für So-
ziologie der Georg-August-Universität Göttingen.